

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 242.

Sonntag, 15. Oktober.

1916.

Die Lierbachs-Mädelsn.

(19. Fortsetzung.)

Münchener Roman von Emma Haushofer-Merl.

(Nachdruck verboten.)

Die Musik schwieg und Kreuzer hielt nun in lustigen Versen seine Ansprache mit so drolligem Pathos und so viel Humor, daß Lierbach den Ernst des Tages vergaß und lachend danken konnte, wenn es ihm auch immer noch feucht in den Augen schimmerte.

„Hoch, hoch, hoch!“ Man rief es so laut und freudig, daß die Berge den Ton wiederholten und es in langem Echo hinhallte an den Wänden des Hochgarn. Die Blechinstrumente setzten nun ein mit einem Tusch, und mit dem Gefeierten in der Mitte reichte man sich an zu dem Zug in das Dorf.

Der schlanke, junge Mann, der zuletzt ausgestiegen war, schob nun den Hut zurück — ein lauter Jubelschrei erklang: Trudel und Waldemar lagen sich in den Armen. Grete hatte die Kinder an der Hand gehalten, die ganz schen zu dem fremden Mann hinschauten, den die Mutter umschlang. „Kommt zu eurem Vater“, sagte sie. Als er dann jubelnd den Sohn, die kleine Tochter in die Höhe hob, drückte sich Grete still beiseite. Sie wollte die Wiedervereinten ihrem Glück überlassen.

Sie war die einzige Traurige und Bedrückte an der Festtafel; nur wenn ihr Vater zu ihr hinsah, zwang sie sich zu einem Lächeln. Abends schrieb sie noch einen langen Brief an Liders:

„Es ist merkwürdig, wie sich hier alle gleich geblieben sind. Lachende, glückliche Kinder sind sie, diese Maier, die sich so wohl fühlen in dem einfachen Dörfchen, in der häuerlichen Anspruchslosigkeit. Auch mein Vater mit seinen siebzig Jahren hat so frische, frohe Augen. Nur ich selbst bin eine müde, alte Frau geworden. Ihnen will ich es beichten: Ich hatte mich doch selbst so lange gefreut auf meine Überraschung. Und doch; als ich dann Trudels Seligkeit mit ansah, als sie mit einander dahingingen, Arm in Arm, die hübschen, herzigen Kinder an der Seite, da war ein bitteres Gefühl in mir. War es Neid? Oh, ich gönne ja Trudel von Herzen ihr Glück und will das meine tun, um es zu erhalten. Vielleicht war es eine späte Erkenntnis: Einst habe ich Trudels Verliebtheit, ihre eigensinnige Heirat so töricht gefunden. Nun aber sage ich mir: Menschlich schön, menschlich recht ist es doch, wenn Zweie sich vereinen in jungen Jahren, die sich wirklich lieb haben, auch wenn die modernen Verhältnisse das zu verbieten scheinen. Eine sogenannte Vernunfttheirat wie die meine, ohne inneren Zwang, ohne tiefere Sympathie, das ist wohl das Allerunvernünftigste.“

Sie haben es mir ja damals gesagt, Liders: Sie werden sich selbst untreu. Wie oft ich hier an Ihre Worte denken muß! Ich suche nach der alten Grete und manchmal laufe ich ganz einsam einen Bergweg hinauf oder setze mich in einen Rahn und rudere hinaus in den See. Dann grüßt mich die Erinnerung an mein einstiges Selbst und ich weiß erst, wie glücklich ich einmal war und muß weinen über die müde alte Frau. — Aber ich rede immer nur von mir und will

Ihnen doch sagen, wie groß mir hier das Opfer erscheint, daß Sie bei mir ausharren. Sie müssen zu meinem Vater kommen, sobald ich zurück bin. Er grüßt Sie tausendmal und dankt Ihnen mit mir, daß Sie es mir ermöglicht haben, ihn zu besuchen. Dafür will er Ihnen auch eine Studie hier zeigen, die er nur Ihnen vergönnt in ihrem ganzen intimen Reiz.“

Liders las den Brief in seinem Atelier; er las ihn wieder, während er neben Eichhofens Ruhebett saß, der mit offenem Munde dalag und schlief. Eine müde, alte Frau! Es war etwas in den Worten, was ihn tief erschütterte, ihm das Herz aufwühlte. Er sah das strahlende Mädchen wieder vor sich, das ihm die Verkörperung der Lebensfreude gewesen war; er sah die stolze Gestalt der Bavaria, zu der er so bewundernd emporgeschaut hatte; er hörte ihr Lachen im Kreise der Freunde, in dem so viel Jubel und Frische lag. Dann überdachte er die glücklichen Jahre, als sie zusammen gemalt hatten, wie gute Kameraden; die Stunden auf dem Studienplatz, wie oft sie da auf dem Gras nebeneinander saßen und ihr Butterbrot verzehrten und sich gegenseitig ermunterten und trösteten, wann eines oder das andere mit seiner Arbeit unzufrieden war.

Wie gut er sich noch an seinen ersten Besuch bei Lierbachs erinnerte! Er war glücklich, daß er als Schüler bei dem guten Lehrer aufgenommen worden war, aber er erschrak, als er aufgefordert wurde, manchmal zur Kaffeestunde in die Familie zu kommen. Er fürchtete sich ja vor jungen Mädchen, die ihn wegen seiner traurigen Erscheinung verachten könnten. Es kostete ihn eine ungeheure Überwindung, bis er sich endlich entschloß. Wie freundlich ihn Grete gleich begrüßt hatte; wie nett und gemütlich sie plauderte, daß im Nu seine quälende Schüchternheit verflog und er sich wie zu Hause fühlte!

Seit jenem Tage hatte er sie lieb. Und oft und oft hatte er in all den Jahren gedacht: er möchte irgend eine große Tat für sie vollbringen, sich opfern für sie, ihr mit Ungewöhnlichem seine Dankbarkeit beweisen. Aber was konnte er denn bisher für sie tun? Ja, er lebte nun hier, wo er niemand kannte; er half ihr ein wenig bei ihrem schweren Pflegedienst; er hatte von Anfang an, nur ihr zuliebe, Eichhofens Launen ertragen. Doch das war alles so klein, so alltäglich. Die Trübseligkeit ihres Schicksals konnte er ja doch nicht von ihr nehmen.

Nur eins wäre Befreiung, Errettung für sie: Wenn dieser Mann, der da vor ihm lag als armseliges Menschenkind, endlich die Augen schloß; wenn dieses erbärmliche Leben, das sich selbst und ihr zur Last war, zu Ende ginge! Ein sanftes Tränkchen, damit er nicht mehr erwache, — wäre es nicht eine Wohltat auch für diesen Gelähmten, der sich warten lassen mußte wie ein Kind, für den es keine Heilung mehr gab, der nur noch schrecklicheren Zuständen, gänzlicher Verblöding entgegenzusehen? Wolf Liders hatte sich erhoben und stark

vor dem Ruhebett, schaute mit ernsten Augen auf den Schnarchenden, der mit gedunsenem Gesicht, den brutalen Mund weit offen, auf seiner Matragengruft schlief und sagte sich, daß er ihm ohne Gewissensbisse den Todesstrank reichen könnte, und daß er auch den Mut besäße, sich offen zu seiner Tat zu bekennen, wenn sie entdeckt würde. Ja, ich hab's getan! Weil ich's unrecht fand, daß ein junges Leben geopfert werden mußte für diesen Goffnungslosen! Weil ich es menschlich fand, ihm fortzuhelfen!

Und wenn er auch ins Gefängnis müßte, wenn er auch seine Strafe für diese Menschlichkeit abzubüßen hätte, er tat es ja für sie. Er meinte zu wachsen bei dem Gedanken, daß er zum Verbrecher werden dürfte aus hingebender Liebe.

Aber dann sank sein hoherhobener Kopf wieder herab und er setzte sich traurig und niedergeschlagen in seinen Stuhl und seufzte.

Man würde ihm nicht glauben, daß er aus eigenem freien Entschluß gehandelt habe. Man würde flüstern und argwöhnen: Der Freund war nur der Helfershelfer, der die Tat ausführte, die eine andere erfonnen hat. Die Frau, die sich losmachen wollte, die frei und reich zu sein verlangte, war die Anführerin, von der der Mordgedanke ausging. Ihr gebührt die Strafe.

Es ward ihm schweiß vor Entsetzen bei der Vorstellung, daß Grete neben ihm auf der Anklagebank sitzen müßte, daß niemand sich von ihrer Unschuld überzeugen lassen wollte, auch wenn sie beide die feierlichsten Eide schworen.

Nein! Auf sie durfte kein Schatten fallen. Wenn es geschah, dann durfte niemand, auch sie selbst nicht, ahnen, daß hier dem grausamen Schicksal, das Blühende weggraffte und Krüppel am Leben erhielt, nachgeholfen worden war.

Ein Zufall mußte es scheinen. Und damit kein Zweifel blieb, gab es nur einen Beweis, den ernstesten: Der Freund mußte zusammen mit dem Gatten den dunklen Weg gehen.

Was lag denn an seinem Leben? Hatte er nicht seit seiner frühesten Jugend sich mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß er freiwillig dem Dasein den Rücken kehren wolle, — den krummen Rücken, den er wie eine unerträgliche Last herumschleppen mußte.

Graute ihm nicht unfagbar vor dem Alter mit seinen Gebrechen, vor der immer größer werdenden Vereinsamung, ohne rechtes Heim, ohne Angehörige? Hatte er sich nicht geschworen, daß er lieber freiwillig ein Ende machen wollte? Ob er ein paar Jahre früher oder später die Pinfel weglegte, was lag daran?

Aber plötzlich schoß es ihm heiß durch den Kopf: Du willst sie befreien für einen anderen? Sollst du sterben, damit die Frau, die du so mit ganzer Seele liebst, aufjubelt in Seligkeit in den Armen des neuen Gatten! Solange ihr Mann lebt, bist du ihr unentbehrlich. Du darfst in ihrer Nähe sein; du bist ihr Trost, bist ihr ein Stückchen Heimat! Wer weiß, vielleicht siegt die Macht der Gewohnheit; vielleicht neigt sich endlich doch ihr Herz dem Getreuen zu, der bei ihr ausharrte, der diese bitteren Jahre mit ihr verlebte, der ihr näher stand als jeder andere?

Auf dem Heimweg in seine Wohnung träumte er von einer Möglichkeit des Glücks und wandte sich ab von dem dunklen Weg, den er schon vor sich gesehen, dem Leben zu.

Aber als er dann die Lampe angezündet hatte, fiel sein Blick auf den Spiegel, und er lachte höhnisch auf. Dich kann eine Frau nur bemitleiden, und Mitleid willst du nicht!

Als er am nächsten Tage wieder bei Eichhofen nachschaute, war gerade der Arzt da. Der Patient, der sich nicht wohl fühlte, hatte ihn rufen lassen. Rüders begleitete ihn hinaus und fragte leise:

„Sagen Sie, Herr Doktor, es ist doch keine Veränderung eingetreten? Nichts Bedenkliches? Ich habe der

gnädigen Frau versprechen müssen, sofort zu telegraphieren, wenn —“

„Aber nein. Er hat ein bißchen zu viel Summermayonnaise gegessen. Eine kleine Magenverstimmung, die nichts zu bedeuten hat. Bei der sorgsamten Pflege kann der arme Mann noch ein Jahrzehnt so daliegen.“

„Noch ein Jahrzehnt!“ Rüders murmelte die Worte entsetzt vor sich hin. Bis dahin war Gretes Jugend verblüht, ihre Kraft so erschöpft, daß sie sich nicht wieder aufzuraffen vermöchte zur Freude am Leben. Ein Jahrzehnt sollte sie noch so weiterhause zwischen den beiden Krüppeln! — Arme, arme Grete! Nein, das durfte nicht sein. Das stumme Opfer mußte gebracht werden! . . .

Am Abend nahm er wieder seinen Brief vor und überlegte lange jedes Wort, ehe er es mit seiner schönen zeichnerischen Schrift auf den Bogen setzte:

„Sie haben mir große Lust gemacht, Frau Grete, die bayerischen Berge, den lieben alten Kreis wiederzusehen, vor allem Ihren jungen Siebzigjährigen, dem ich doch auch die Hand drücken will. Ich habe mir schon die Leinwand hergerichtet für die Studie in Feldwies. Hier ist alles beim alten. Ein bißchen warm. Aber ich liebe die Sonne und lasse sie mir gern auf den Buckel scheinen wie ein alter Vater. Ihr Mann ist geduldiger als sonst; er behandelt den Wärter und mich besser als seine brave Pflegerin, wahrscheinlich, weil er weiß, daß wir beide ihm weglassen können, wenn er nicht artig ist. Aber seien Sie ganz ohne Sorge: Ich bleibe auf meinem Posten und halte gute Wache. Eilen Sie nur nicht zu sehr nach Hause; Sie wissen ja, wie schwer Sie sich wieder losmachen, wenn Sie im alten Trab sind. Und bitte schreiben Sie mir, wann Sie hier ankommen. Ich erwarte Sie dann auf dem Bahnhof und freue mich, wenn ich frischere Farben auf Ihren Wangen sehe.“

Ihr getreuer Wolf, der aber gar kein Wolf, sondern nur ein ergebener braver Budel ist.“

Er schaute lange auf das Blatt und hätte ihm gern noch viele zärtliche Worte anvertraut. Aber jeder wärmere Klang hätte ja verraten können, daß er Abschied nahm. Und sie selbst, alle, denen sie den Brief zeigte, sollten doch überzeugt sein, daß er bestimmt auf ein Wiedersehen gerechnet hatte, als er schrieb. . . . (Schluß folgt.)

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Leitungspatrouille. Aus dem Felde wird uns geschrieben: Der Feind ist den Nachmittag über tätig gewesen mit lebhafter Beschießung, und so kam, wie es uns garnicht überraschen konnte, gegen Abend die Meldung: Beide Fernsprecheleitungen von der Hauptbeobachtung zum vorgeschobenen Posten im vordersten Graben sind zerstört. Schwer lastete die Kanonade mit dem schwärzlichen Pulverqualm der Sprengladungen über dem Frontgraben, noch fern verhallend dröhnten einzelne Schüsse zu uns herüber, wie wir hingen, im Sonnenuntergang, die Schäden auszubessern, Aneiszange und Isolierband in der Tasche. Der Leitung entlang, wo sie, über die Äste der Weidenbäume geworfen, längs dem Bache läuft. Das hohe Gras schlingt sich zäh um die Stiefel. Wie der Wind rauscht, schwanen die Weiden mit silbrig schimmerndem Blätterwerk. . . . Es fällt kein Schuß. Ein Verschnaufen ist's. Wie wir die Höhe ansteigen, wo der Stützpunkt liegt, die Reserverstellung, hebt sich, aus dem Tallesse llegend, das Borgebiet, im bläulichen Dunst der Ferne drohen die Berge, auf denen der Feind in schweren Feldwerken eingebaut liegt. Eingepreßt gleichsam zwischen den beherrschenden Höhen das Tal, darin wie zwei parallele Ströme die vorderen Grabenlinien sich hinziehen. Ehe der Gipfelpunkt der Höhe erreicht ist, wo eine Armee von Mirabellenbäumen abwärts führt ins trümmrige Dorf, gehen ein paar Stufen in den Laufgraben; dann beginnt jenes endlose Fildzackwandern in den engen Gräben, das einen zur Verzweiflung bringen könnte, wenn man müde ist, heimkommen möchte und jede Traverse

zählt . . . Nun dunkelt es. Aus den Unterständen, hinter vorgeschobenen Eisentüren, blinzelt mattes Licht die Stufen hinauf. Silhouettenhaft gezeichnet, stehen Posten, das Gewehr im Anschlag, auslugend hinten den Blenden. Nach vorwärts wird der ausgebaute Graben schlechter, die Laufbretter krachen unter den Füßen. Von den Erdränern, die hier nicht mehr verschalt sind, rieseln Lehmbrocken herunter. Immer den Leitungsdroht lassen wir, zu Zweien hintereinander, uns durch die Hände gleiten. Drahtverhau mit quergezogenen Stachellinien spannt sich niedrig über den Graben, daß man gebückt darunter hinkriechen muß, die Leitung krallend, die bald um Pfähle geknüpft, bald über Sträucher geworfen ist, wobei man sich die Finger an Stacheln und Disteln sticht und reißt oder an Nesseln brennt. Der Graben läuft in der Weite aus. Nochmals ein breiter Streifen Drahtverhau, darin Posten stehen. Ein gestülpter, jäher Anruf: „Wer ist da?“ Artillerie sagen wir, Leitungspatrouille. Vom Feind steigt eine Leuchtugel auf wie eine Feuerwerksrakete. Am Himmel stehend blinkt sie mit silbrigen Lichtern. Mit samt den Posten lauern wir, ohne Bewegen, zwischen dem Verhau; taghell ist's geworden. Nun hämmern Maschinengewehre. Erst das langsame Dreichen der französischen Gewehre. Plötzlich hämmert es los, ganz in unserer Nähe. Das sind die Unseren. „Feldwache im Weinberg“, sagt einer von den Posten. Das nächtliche Geplänkel beginnt. Ein paar hundert Meter sind wir weiter. Da liegen beide Drähte zerrissen. Bersteht in vier, fünf kleine Enden. Man tastet durch das hohe Gras nach den Stüden, die sich verkriechen, daß es schwer wird, die rechten Enden miteinander zu verbinden. Der Boden, den das üppige Sprießen heimtückisch überdeckt, ist ein Gepolter von aufgerissenen Schutztrichtern, in die man tappt und strauchelt; das schwarze Gummizeug der Isolierung klebt an den Fingern, und die dünnen Spitzen der zerrissenen Kupferdrähte stechen wie Dornen . . . Kein Grabenstück trennt uns mehr vom Feind. Zur Seite der „Fuchsbau“, der isolierte, vorderste Posten, der mit der „Weinbergstellung“ die Flanke sichert. Uns gegenüber Kolonialtruppen, Senegalneger, ein frisches Regiment. Die Schwarzen haben scharfe Augen. Irgend etwas erspähen sie wohl, denn gleich ist ein so lebhaftes Säusen der Projektile über uns her, daß wir froh sind, wie die Leitungsdrähte glücklich verknüpft und wir in den Laufgraben am „Fuchsbau“ kommen. Da im Graben geht das Gliden von neuem los, alles liegt kurz und klein, schon sind Schanzkommandos der Infanterie am Schaufeln, die Erde aus dem Graben zu werfen, wo die feindlichen Granaten verschüttend und zermahlend hingehauen haben. Endlich im Unterstand, dem niedrigen Erdloch, darin auf Prüfsche und Dedden Beobachter und Kernsprecher schläfrig lauern, der Kasten geprüft. Die Beobachtung meldet sich. Verbindung ist da! Die Arbeit ist geschafft. Schon ist's zu spät geworden in der Nacht. Mit schweren Füßen und müdem Kopf tappen wir den langen Weg zurück, während immer die Maschinengewehre hämmern. Wie wir ausschreiten, versinken die Stimmen des Kampfes hinter uns allmählich, von der Weite verschlungen. Wie eine riesige Glocke über uns gespannt schwebt der große, rätselvolle Sternenhimmel, unverändert und erhaben, über allen Wechsellinien irdischen Daseins. Der Artillerie-Kompf hinter den Bergen hat sich verstärkt, daß es rollt und widerhallt wie fernes Gewittertoben. (Zens. Wln.)

Die ältesten Vorgänger des Unterseebootes. Bei der Belagerung von Ptolemais im Jahre 1191 hatten nach der Erzählung eines arabischen Geschichtsschreibers die Kreuzfahrer auch einen Tauchapparat in ihren Dienst gestellt; es ist dies die erste Nachricht von der ernsthaften Verwendung einer solchen Vorrichtung zu Kriegszwecken. Die Kriegsführung unter Wasser war dem Mittelalter bekannt und vertraut. Eine alte Regel für den Seekrieg, die sich in Chroniken vorfindet, lautet: „Laß deine Taucher mit Vohrern die Seiten des Schiffes durchlöchern, um die Zerstörung zu beschleunigen. mußt du gegen die Stelle, wo das Wasser eindringt, große Steine werfen.“ Dem späten Mittelalter gehört eine Schrift Olofs des Großen, Bischofs von Upsala, an, in der auch von einem Boote die Rede ist, das als Vorläufer der gegenwärtigen Unterseeboote gelten kann. Der nordische Kirchenfürst schreibt: „In Grunland gibt es Seeräuber, die Rachen und andere Wasserfahrzeuge aus Leder gebrauchen, um darauf zu fahren, wohin sie wollen, über oder unter dem Wasser, und die vorbeisegelnden Kaufschiffe anbohren und ihnen große Becks beibringen.“ Im Jahre 1505 habe ich zwei von diesen ledernen Schiffsfahrzeugen im westlichen Turmge-

wölbe der Domkirche zu Asler gesehen. Sie waren dem Heiligen Halvard geweiht und dort zur allgemeinen Schau gestellt; es geht die Sage, daß sie von König Haakon erbeutet worden seien.“ Einige Jahrzehnte vorher, 1472, erschien ein lateinisch geschriebenes Buch des italienischen Geschichtsforschers Robertus Valturius, der in diesem Kriegsbuch außer Holzschnittbildern von Taucheranzügen auch solche von Unterseebooten veröffentlichte. Die bildliche Darstellung dieses Buches, das viele Nachdrücke erlebt hat, fand in dem ersten deutschen Druckwerk über Kriegskunst, dem sog. „Deutschen Vegetius“ des bekannten Augsburger Druckers Hohenrath, Aufnahme. Die Geschichte der Unterseebootforschung reicht bis ins graue Altertum zurück; doch haben diese Versuche einen kleibenden Erfolg nicht gehabt, nur noch in der Volksfage, so z. B. in „Salman und Morolf“, einem der ältesten deutschen Volkslieder, lebt die Erinnerung daran fort. Von den zahlreichen Männern, die im Laufe der Zeiten alle die Frage der Unterwasserfahrt lösen wollten, sind Spuren ihres Wirkens nicht zurückgeblieben. Mit einer Ausnahme! Der Niederländer Cornelius Drebbel ist der einzige aus der großen Schar der Erfinder gewesen, dem es glückte, ein Fahrzeug zu bauen, das in Wirklichkeit Unterwasserfahrten ausführte. indem sein Fahrzeug die Fahrt von Westminster bis Greenwich unter der Oberfläche der Themse zurücklegte. Als „unsichtbaren Kal“ schildert ein zeitgenössischer Dichter Drebbels Fahrzeug.

Wie man in Saloniki Einkäufe macht. Die folgende Schilderung der „Daily Mail“ aus Saloniki gibt einige Ausschnitte aus dem Leben der englisch-französischen Expeditionssoldaten: „Trotzdem man ja mit den Lebensmitteln, die uns von der Armeeführung hier zur Verfügung gestellt werden, auskommen könnte, suchen die englischen und französischen Expeditionssoldaten doch bei jeder Gelegenheit die Geschäfte auf, um die Eintönigkeit des hiesigen Lebens wenigstens durch eine geringe Abwechslung erträglicher zu machen. Darum gehört es zu den beliebtesten Vergnügungen, reihenweise einkaufen zu gehen. Das Einkaufen ist in Mazedonien keine einfache Sache. Vor allem erweist es sich bald als eine sehr unbefriedigende Beschäftigung. Die meisten einheimischen Kaufleute sind Räuber aus sozusagen angeborenem Instinkt, und dabei legen sie nicht einmal jenes Maß von Geschicklichkeit an den Tag, das auch ein solches Verhalten als eine gewisse Kunst erscheinen lassen könnte. Man zahlt ja gerne 200 Prozent mehr als den ehrlichen Preis für Dinge, nach denen man sich seit langer Zeit gesehnt hat, aber man wird wütend, wenn man in gleicher Weise übers Ohr gehauen wird bei Gegenständen, die man nur kauft, weil es eben nichts Besseres gibt. Jedenfalls gehört eine gewisse praktische Übung dazu, um sich in dem merkwürdigen Geschäftsgebahren der Einheimischen zurechtzufinden. Vor allem sehen die Geschäfte hier allem anderen eher ähnlich als dem, was wir einen Laden zu nennen pflegen. Schaufenster sind etwas völlig Unbekanntes, und übrigens sind auch die Fenster viel zu klein, als daß es möglich wäre, darin irgend etwas auszustellen. Meist erkennt man das Vorhandensein eines Ladens nur daran, daß die Türe einladend weit offen steht. Man geht hinein und sieht sich in einem düstern, schmutzigen kleinen Raum, an dessen Ende ein Kastenisch steht mit den unvermeidlichen drei Flaschen — Mastix-Brantwein, Samos-Wein und Rognak — und einigen trüben Gläsern, die verführerisch daneben stehen. Hinter dem Zählisch sieht man die Waren regellos durcheinander geworfen. Zwischen dem Tisch und den Warenkasten steht der Räuber, stets ungewaschen und unrasiert, stets damit beschäftigt, aus dem Aussehen des Besuchers sofort auf dessen Grund von Leichtsin zu schließen. Schwierig ist auch das Sprachenproblem. Französisch ist in Saloniki und Umgebung meist ebenso wenig bekannt wie Englisch. Manchmal verständigen sich beide Parteien durch irgendein eingestrichenes arabisches Wort, aber im allgemeinen werden die Geschäfte vermittelt einer von Fall zu Fall zurechtgelegten Zeichensprache abgewickelt. Aber es hätte ja doch keinen Zweck, dem Kaufmann zu sagen, was man wünscht, da er mit merkwürdiger Regelmäßigkeit gerade das Gewünschte niemals auf Lager hat. Darum ist es am besten, unter seinem Bestand herumzutramen und sich darüber schlüssig zu werden, was davon des Kaufens am würdigsten ist. Anfangs stellte ich mich immer vor den Verkaufstisch hin, wie man das in jedem europäischen Geschäft gewöhnt ist. Man muß vielmehr sofort hinter den Ladentisch gehen, um alles genau zu betrachten und in die Hand zu nehmen, um nicht gar zu jämmerlich hineingelegt zu werden.“

Schach

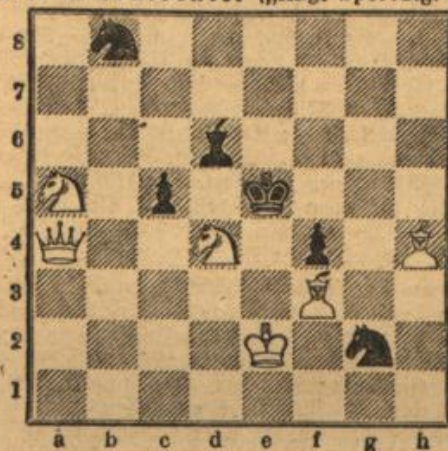
Alle die Schachbecks betreffenden Zuschriften sind an die Redaktion des „Wiesb. Tagblatt“ zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen.
Organ des Schachvereins Wiesbaden.
Redigiert von H. Diefenbach.

Wiesbadener Schachverein. Spielgelegenheit Samstags und Mittwochsabends im Café Maldaner in der Marktstraße.
Hauptspielabend: Samstags.

Wiesbaden, 15. Oktober 1916.

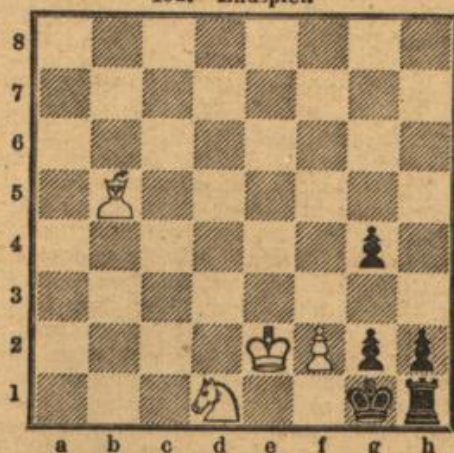
Aufgaben.

491. C. Schlechter („Allg. Sportztg.“)



Matt in 2 Zügen.

492. Endspiel.



Weiß am Zuge und gewinnt.

Partie 183.

Aus dem Wettkampf Dr. Tarrasch—Mieses.

Weiß: Mieses. Schwarz: Dr. Tarrasch.

- | | | | |
|-------------------------|--------|-------------|----------------------|
| 1. e2—e4 | e7—e5 | 20. De4—c2 | Db6—g1† |
| 2. d2—d4 | a5×d4 | 21. Tf3—f1 | Dg1×g2 |
| 3. Sg1—f3 | Sb8—c6 | 22. Dc2—b3† | Kb7—a8 |
| 4. Sf3×d4 | Sg8—f6 | 23. 0—0—0 | f6×e5 |
| 5. Sd4×c6 | b7—c6 | 24. Tf1—g1 | Dg2—e2 |
| 6. e4—e5 | Dd8—e7 | 25. Td1—e1 | De2—a6 |
| 7. Dd1—e2 | Sf6—d5 | 26. f4×e5 | Da6×a7 |
| 8. Sb1—d2 | Lc8—b7 | 27. Db3—c2 | c6—c5 |
| 9. Sd2—b3 | 0—0—0 | 28. Tg1—g3 | g7—g6 |
| 10. c2—c4 | Sd5—b6 | 29. Tg3—b3 | c7—c6 |
| 11. Lc1—d2 | Td8—e8 | 30. a4—a5 | Lf8—e7 |
| 12. f2—f4 | f6—f6 | 31. Tb3—b6 | Te8—b8 ²⁾ |
| 13. a2—a4 ¹⁾ | Lb7—a6 | 32. Tb6×c6 | Tb8—b5 |
| 14. De2—e4 | De7—f7 | 33. Dc2—d3 | c5—c4 |
| 15. c4—c5 | La6×f1 | 34. Dd3—h3 | Th8—b8 |
| 16. c5×b6 | Df7×b3 | 35. Dh3—e6 | Tb5×b2 ⁴⁾ |
| 17. b6×a7 | Ke8—b7 | 36. Kc1—d1 | Tb2×d2† |
| 18. Th1×f1 | d7—d5 | 37. Kd1×d2 | Da7—d4† |
| 19. Tf1—f3 | Db3—b6 | | Aufgegeben. |

¹⁾ Dadurch gerät die weiße Partie ins Schwanken. Zu erwägen war 13. c4—c5, Sb6—a4 14. Ld2—e3, f6×e5 15. f4—f5 mit mannigfachen Drohungen. — ²⁾ f6×e5 wäre wohl noch stärker gewesen, z. B. 19. Tf1—f3, Db3—d5 20. De4—c2, Lf8—c5. — ³⁾ Von hier ab bis zum Schluß spielt Schwarz mit äußerster Präzision und Energie. — ⁴⁾ Entscheidend. Wenn 36. De6×d5, so Tb2—b1† 37. Kc1—c2, Tb8—b2† 38. Kc2—c3, Le7—b4† 39. Kc3×c4, Tb2—c2† 40. Kc4—b5, Da7—b7† nebst baldigem Matt. (Anmerkungen von Dr. E. Lasker i. d. Voss. Ztg.)

Auflösungen.

- Nr. 485 (3 Züge). 1. Te5, S×e5 2. Se7.
Nr. 486 (2 Züge). 1. Ld5.
Nr. 487 (3 Züge). 1. Sd4, K×d6 2. Se8+; 1. . . ., S×d6 2. Sg4+; 1. . . ., S×d4 2. Lf4+; 1. . . ., ♔ 2. Te6+.
Nr. 488 (2 Züge). 1. Lc7.

Richtige Lösungen sandten ein: F. S., Wdw., Dr. M., F. B. und A. DL. in Wiesbaden, sowie K. Schwartz in Fulda zu allen Aufgaben.

Rätsel-Ecke

(Der Nachdruck der Rätsel ist verboten.)

Bilderrätsel.



Rätsel.

Dem Knaben fiel die Marmorkugel in den Bach,
Er rief's ihr in zwei Worten nach mit Weh und Ach!
Als Zeichen seiner tiefen Trauer, seiner Schmerzen;
Doch schreib' ich es in einem einz'gen Worte,
So wird's die süße Füllung einer guten Torte,
Die ich besonders lieb' von ganzem Herzen. Dr. Br.

Telegrammrätsel.

Die obigen Punkte und Striche entsprechen den einzelnen Buchstaben der unten in anderer Reihenfolge aufgeführten Wörter. Diese Wörter sind so zu ordnen, daß die auf die Punkte treffenden Buchstaben im Zusammenhange ein häufig vorkommendes Kriegereignis nennen.

Abendstern, Frucht, Gamasche, Kammer, Katze, Knabe, Kürbis, Mode, Reim, Reuss, Schwert, Susanne, Stein.

Kriegsrätsel.

Ich tu mich's morgens beim Erwachen,
Wie es die meisten Menschen machen.
Man tut's mit Nahrungsmitteln auch,
Es ist nicht schön, doch ist's jetzt Brauch;
Man mag es tun mit gutem Mut,
Bis es der Feind die Waffen tut.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 485.

Bilderrätsel: Gemeinen ist alles gemein. — Von der Front: Brückenkopf (b, Rücken, Kopf). — Ergänzungsrätsel: Die Herrschaft der Entente in Griechenland (Diener, Helm, Barre, Schatten, Fort, Badereise, Xanten, Steinbruch, Grille, Lech, Kendel, Pfand). — Treppenrätsel: U, Ur, Mur, Amur, Mauer, Mauser, Masuren. — Rätsel: Rems, Erms.

Unterhaltende Blätter

Monatliche Freibeilage des
Wiesbadener Tagblatts



16. Jahrgang 1916. 

Nr. 14.

Der Idealist.

Skizze von N. Meren.

(Nachdruck verboten.)



in atemloser Spannung folgte ein vielhundertköpfiges Publikum den Ausführungen des Redners, welcher — in schlechthin vollendeter Form — seiner Ansicht über die Kulturarbeit des Weltkrieges Ausdruck gab.

In großen, edlen Linien zog er Vergleichs zwischen den beiden großen Befreiungskriegen, und wog des Lebens bittere Möglichkeiten an den Ereignissen der lebenden Stunde.

Getragen vom höchsten Idealismus, steigerte sich sein Vortrag immer mehr und zwang die Hörer in seinen Bann.

Erstarken im Guten und Reinen müssen wir, um der Segnungen der Zeit würdig zu werden. In unsern Kindern wieder jene Werte großziehen, die — in dem Bestreben, dem Geist ein möglichst farbiges Kleid zu geben — ein wenig in Vergessenheit geraten waren. „Das Vaterland hat ein Recht auf die kommende Generation“, sei uns ein leitender Erziehungsgedanke.

Und nun noch eine ernste Mahnung an die, deren persönliche Behaglichkeit, die vornehmste Bestimmung der Ehe, — die Gründung der Familie — bisher hintenan setzte oder gar gänzlich mißachtete. Ehegatten sind nicht zwei Personen, die zufälligerweise nebeneinander hergehen, sondern es sind zwei Menschen, die durch ihre Gefühle und realen Verhältnisse miteinander zu völliger Einheit sich verbunden haben. Die sich aus dieser Gemeinschaft ergebenden Rechte und Pflichten müssen gewahrt und erfüllt werden.

Die Frau sehe in ihrem Manne ihren natürlichsten Freund und Beschützer, den Menschen, der ihrem Leben erst den eigentlichen Wert und Inhalt gibt. Bei allem persönlichen Stolz halte sie sich an die schönen Goetheschen Worte aus „Hermann und Dorothea“:

„Dienen lerne beizeiten das Weib nach ihrer Bestimmung; denn durch Dienen allein gelangt sie endlich zum Herrschen, zu der verdienten Gewalt, die doch ihr im Hause gehöret. Dienet die Schwester dem Bruder doch früh, sie dienet den Eltern, und ihr Leben ist immer ein ewiges Gehen und Kommen oder ein Heben und Tragen, Bereiten und Schaffen für andere. Wohl ihr, wenn sie daran sich gewöhnt, daß kein Weg ihr zu sauer wird, und die Stunden der Nacht ihr sind wie die Stunden des Tages, daß ihr niemals die Arbeit zu klein und die Nadel zu fein dünkt, daß sie sich ganz vergibt und leben mag nur in andern.“

In all' ihrer Anmut und Selbstlosigkeit strahlt uns aus diesen Versen die deutsche Frau entgegen, die einzig und allein berufen und wert ist, die Mutter eines deutschen Mannes zu sein.

Und der Ehegatte. Nicht nur ein Spielzeug, eine Geliebte, nein, einen Lebenskameraden, die Mutter seiner Kinder sehe er in seinem Weibe. Er lasse sie teilnehmen an seinem Denken und Schaffen, — das erzieht und stählt den Geist einer Frau und gibt reiche Befriedigung, — aber auch an seinen Kümmernissen und Sorgen, denn nichts befreit mehr, als wenn ein treues Herz tragen hilft. Rein erhalte er sich für sie und gestatte seinen Sinnen nicht, über Seele und Herz zu herrschen.

Ein tieferes Verstehen, ein heiliges Geloben hob die Zuhörer über sich selbst empor. Manches Augenpaar erstrahlte in feuchtem Glanze, wenn es ein anderes in scheuer Sehnsucht suchte und fand. Zarte Hände schoben sich leise ineinander und hielten stumme Zwiesprache, Hände, die einander fremd geworden waren, lange — lange.

Daß jetzt die ideale Gesinnung wiederum eine Macht geworden ist, wie vor hundert Jahren, so etwa schloß der Redner, mit einer letzten, siegreichen Entfaltung seines wundervollen Organs, liegt in erster Linie an der wiedererwachten, sittlichen Würde unseres Volkes, dessen hochgestimmte Weltanschauung ihm seine nachhaltigste Widerstandsfähigkeit gibt, und das durch den Idealismus des Gedankens und der Tat die Welt beherrschen wird!

Leicht neigte sich der feine Gelehrtenkopf und ohne sich um den Beifall der ergriffenen, begeisterten Menge zu kümmern, verließ der Professor das Rednerpult.

Ganz in sich versunken, verharrte die junge Frau des Gefeierten noch in einer halbdunklen Loge, als der Saal sich bereits zu leeren begann. In süß-schmerzliche Erinnerungen spannte sie sich ein. Wie liebvertraut hatte ihr diese Sprache geklungen; wie ein Märchen „Es war einmal“.

In ihren Brautbriefen schwang derselbe klare, reine Ton, da standen auch all' die Ideale Gevatter, die den Hunderten im Saal die Herzen bezwungen hatten. War das möglich! Konnte ein Mann so überzeugend sprechen, wenn er nicht so empfand! War dieser Idealist derselbe Mensch, der so schroff, so spöttisch sein konnte! Der ihre scheue Zärtlichkeit mit so müder Gleichgültigkeit entgegennahm, daß sie sich schließlich nicht mehr hervorwagte.

Wochen — Monate lang hatten sie nebeneinander hergelebt. Nur der alltäglichste Alltag lieferte ihnen den kargen Gesprächsstoff während der Mahlzeiten; den übrigen Tag verbrachte der Professor neuerdings — um ungestört zu sein! — in seinem kalten, unfreundlichen Arbeitszimmer in der Universität. Stunden, endlose, graue Stunden, die sie zermürbten und verbitterten, vergrübelte die junge Frau in ihrem einsamen Heim. — Hatte sie

denn kein Recht auf Glück? Warum war er in ihr Leben getreten, wenn er es nicht ausfüllen wollte. Er hatte sie doch lieb gehabt, als er sie hat, sein Weib zu werden. Freilich waren damals Warner aufgetaucht, die von unerlaubten Beziehungen zu einer Frau, von Geldkalamitäten wissen wollten, aber sein Wort, daß ihr einzig und allein seine Liebe, die auf ihrer inneren Persönlichkeit beruhe, gehöre, genügte, um alle Zweifel zu verschleichen. Sie ward sein Weib, nach harten Kämpfen mit ihrer Familie.

Wenige Wochen nur und schon fing ihr Glück an zu wanken! Wie eine tiefe Kluft tat es sich zwischen den Ehegatten auf. Zeigte sie Interesse für seine Arbeiten und erkundigte sich danach, dann wehrte er ungeduldig: „Nichts, was Du verstehen könntest.“ Daß er ihr während der Brautzeit seine Bücher und Aufsätze gesandt, schien ihm entfallen. War er verstimmt und sie versuchte ihm die trüben Gedanken zu verschleichen, dann hieß es: „Laß mich, ich brauche Ruhe.“ Kurz und gut, es wollte ihr nicht gelingen, Teil an ihm zu haben.

Einmal, als sie ihrem sehnächtigen Wunsche nach einem Kinde verschämte Worte ließ, sah er sie kühl an und meinte: „Werdende Mütter sind mir unästhetisch und ein Kind würde mich stören.“

Im Innersten verletzt und erschrocken, kam sie nie mehr darauf zurück. Müde und stumpf ergab sie sich drein, allein zu bleiben. Bei andern zu klagen, verbot ihr Stolz. Was würde es auch geholfen haben, wenn man ihr versichert hätte: „Wir haben Dich gewarnt!“

Aber immer und immer wieder, wenn die Jugend ihr Recht forderte und sie nach einem Herzen, das ihr gehöre, heiß begehrte, holte sie ihre Brautbriefe hervor, um wenigstens zu lesen, „wie innig und tief er sie liebe, wie sie seinem Leben den köstlichsten Inhalt gäbe und seine Lebenshoffnung verkörpern, wie ihm ein Fortleben ohne sie undenkbar erscheine.“ Und immer wieder konnte sie's nicht fassen, daß das alles nur Wortgeklänge sein sollte.

Die Rede heute hatte alle Schmerzen und Sehnsüchte in ihr wieder wachgerüttelt. Vielleicht — ganz leise hob die Hoffnung ihr Köpfchen — hatte die große Zeit auch an ihm ein Wunder getan, eine Wandlung vollbracht. Sie erschauerte vor Glück bei dem bloßen Gedanken.

Sie sprang auf, mit raschen, mädchenhaften Bewegungen nahm sie ihren Jodel um, dann stürmte sie heim.

Bald nach ihr betrat der Professor seine Wohnung. Angeregter wie gewöhnlich — wenn auch äußerlich fast unverändert — gingen Beide zu Tisch. Er genoß nachträglich, wie so oft schon, das angenehme Gefühl, ein gefeierter, glänzender Redner zu sein. In ihr wogte und stürmte es von unterdrückter Erwartung.

Verstohlen betrachtete sie hin und wieder sein schönes, geistreiches Gesicht und erröte tief, wenn sein flüchtiger Blick dem ihren zufällig begegnete.

Nach beendeter Mahlzeit zog er sich, mit der üblichen Vorschüttung von Arbeit, in sein Zimmer zurück; aber ungestört sollte er heute nicht bleiben.

Überrascht sah er auf, als nach einer knappen Viertelstunde seine Frau in der Tür erschien. Einen Augenblick hemmte sie den Schritt, denn, wie von einem inneren Zwang getrieben, kam sie schnell auf ihn zu und überwältigt von ihrem tiefen, heißen Gefühl sank sie ihm zu Füßen. In abgebrochenen Sätzen brach's nun hervor:

„Ach, Du — Deine Rede heute! — Wie herrlich — wie edel hast Du gesprochen! Ist das Dein wahres Empfinden? Dann hab ich Dich wohl nicht immer,“ verwirrt zögerte sie und ein süßes, trauriges Lächeln irrte über ihr schmales Gesichtchen, „richtig verstanden. Vergib — sag, was ich tun soll, damit ich neben Dir bestehen kann.“ In rührender Hilflosigkeit sah sie zu ihm auf.

Mit einem halb verlegenen, halb überlegenen: „Na, laß mir gut sein,“ schob er die aufgelöste bei Seite, knippte sich ein Stäubchen vom Ärmel und erhob sich gelangweilt.

„Ist das Deine Antwort?“ Wie ein Schrei hefte es von den Lippen der Frau.

Leicht hoben sich seine Augenbrauen. „Keine Szene, mein Kind, Du weißt, daß ich daran keinen Geschmack finde.“

„Und Deine Mahnung heute, das Verhältnis zwischen Ehegatten?“ forschte sie verzweifelt, ohne seines Einwurfs zu achten.

„Existiert für die Masse!“ Klang schneidend und hart seine Stimme.

„Und — unsere — Heirat?“ Es war eine letzte Anspannung des gemarterten Weibes.

Ein böser, grausamer Blick flog zu ihr hin, und wie Peitschenhiebe fielen die Worte: „War eine Torheit.“

Abwehrend hob die Frau ihre Hände, aber ohne sie zu beachten, fuhr er fort: „Mir liegen nun mal keine Dorotheen und Gretchen. Die schöne Sünderin, das aufreizende, etwas zur Dirne hinneigende Rasseweib, fesselt mich einzig und allein auf die Dauer.“

Er hörte nicht mehr den dumpfen Wehlaut, mit dem sein junges Weib eine letzte Glückshoffnung begrub, als er draußen den glänzenden Zylinder vom Ständer nahm. Mit raschen, federnden Schritten, ein frivoles, lusternes Lächeln auf den Lippen, verließ er das Haus.

In den Armen eines „Rasseweibes“ suchte er Anregung zu einem neuen „hochstimmenden“ Vortrag.

Spät in der Nacht kehrte er heim. In tiefem Schlaf lag seine Frau. Ein unscheinbares, leeres Gläschen, das auf dem Bett-Tische stand — bemerkte er nicht.

Heinrich Lieres Anfechtung.

Von E. Sries.

(Nachdruck verboten.)

Kann ich helfen, Fräulein Schannett?“ Dienstfertig sprang Heinrich Liere auf und hob mit elegantem Schwung den schweren Korb voll Wäsche von dem Wagen vor die niedere Tür.

„Merci, m'sieur,“ lächelte die kleine Belgierin. Sie 'abe — wie sagt man doch?“

„Kurasche,“ lächelte der blonde Märker wohlgefällig.

„Oh non,“ das hübsche Mädchen lachte hell, „du courage natürlich, Sie 'abe auch, aber comment dois-je dire? Sie sind stark!“

„Na, ja — ist das nicht Kurasche?“

Jeannette zeigte zwei Reihen blendend weißer Zähne. Sie wollte sich totlachen über die täglich sich wiederholenden Mißverständnisse. Heinrich Liere ärgerte ihr unverhohlenes Vergnügen beinahe. Er fand, er hatte in den wenigen Wochen schon sehr gut französisch gelernt.

Er trat an den Wagen, auf dem sie immer noch saß. „Soll ich Sie auch —“

„Leben? O, nein!“ Leichtfüßig sprang sie herunter. Aber aus den großen strahlenden Augen traf den biedereren Unteroffizier ein Blick, daß es ihm heiß und kalt über den Rücken lief.

Das war eigentlich der schwerste Teil seiner kriegerischen Aufgabe: sich in dem kleinen belgischen Städtchen, hart an der französischen Grenze, den Mädchen gegenüber so zu benehmen, wie es die Ehre und das Ansehen des Deutschen Reiches von dem geringsten seiner Untertanen erfordern mußten. Und Heinrich Eiere war wahrscheinlich nicht der geringste! Ein hübscher, frischer, blauäugiger Märker, für den die Mädels, nachdem der erste Schrecken über die deutsche Einquartierung überwunden war, sich stark interessierten. Und ausgerechnet in dem Haus, wo die reizende Jeannette wohnte, mußte er mit seinem schnell entzündlichen Herzen untergebracht sein! Sie machte es ihm nicht leicht, standhaft zu bleiben, wahrhaftig nicht! Wäre sie ein deutsches Mädel, so hätte er sie längst einmal herzlichst abgeküßt. Der Racker legte es ja geradezu darauf an. Wenn sie ihm abends die enge Stiege hinaufleuchtete und oben so herzlich „Gute Nacht“ sagte, schien sie immer noch auf etwas zu warten. Doch Heinrich Eiere nahm sein unruhig klopfendes Herz fest in beide Hände. Dafür war man deutsch, und Krieg ist Krieg. Bloß auf die Dauer hält das beste Herz solch furchtbaren Zwiespalt nicht aus!

Insofern war es ganz gut, daß heute die Nachricht gekommen war, daß übermorgen die Kompanie abgelöst werden würde. Beim Abendbrot verkündete es Heinrich der Familie in dem wunderlichen Mischmasch von Deutsch und Französisch, den er sich zurecht gemacht hatte.

„Oh — das ist schade — n'est-ce pas, so sage ihr?“ radebrente Frau Stevens, „qu'en dites-vous, Jeannette?“

„Meine 'erz est rompu!“ lachte das Mädchen, aber sie senkte rasch die schönen Augen wieder auf ihren Teller. Es war nicht nötig, daß man sah, daß ihr ein paar schnelle Tränen darin funkelten.

„Meins auch,“ versicherte Heinrich Eiere. Seine Stimme schwankte ein wenig. Er hatte die Tränen aufschimmern sehen, das tat ihm wohl und weh zugleich.

„Hem? Wie meinen Sie?“ fragte Herr Stevens, der schweigsame Großvater. Er hörte schwer und mußte umständlich aufgeklärt werden.

„Fräulein Schannett' ihr Herz ist gebrochen und meins auch,“ schloß der Unteroffizier seinen Bericht.

Dem Großvater war es auch nicht recht, daß die Einquartierung wechselte. Was man hatte, wußte man, was man bekam, konnte ganz anders sein.

Er zog heftig an seiner Pfeife.

„Sind die Dütsche alle brav?“ fragte er vorsichtig.

Jeannette stand auf und räumte den Tisch ab. Aber hin- und hergehend hörte sie jedes Wort der Unterhaltung, ohne daß man ihr Gesicht beobachten konnte.

„Alles gute Leute,“ versicherte der Unteroffizier, der mit heißen Blicken jeder Bewegung der anmutigen Mädchengestalt folgte.

„Et vous?“ Und Sie — wo kommen Sie?“ fragte Frau Stevens.

Eiere suchte die Achseln. „Nach Frankreich — irgendwo.“

„In die Schlacht? Oder in der Schützegrab?“

Er nickte nur.

Jeannette stand still und sah mit brennenden Augen zu ihm hinüber. In ihren Schläfen hämmerte es. Gegen die Ihren würde er kämpfen — wer weiß, wie bald war er bleich und still, der jetzt so ruhig und friedlich in der Ecke lehnte, als ob Krieg und Tod Dinge wären, die ihn nichts angingen.

Schweigend rauchten die Männer, die Frauen strickten. Ab und zu ein halbblaues Wort, das schnell wieder in dem lastenden Schweigen erstarb. Auch die Belgier hatten ihren Stolz. Man konnte doch dem Deutschen nicht sagen, daß man ihn vermissen würde. Es war auch nur, daß man sich an ihn gewöhnt hatte; wenn der Nachfolger ebenso war, dann war es ja gut, dachte der Großvater.

Als es neun schlug, stand Heinrich Eiere auf. Jeannette zündete die Kerze an und ging voraus, während der Unteroffizier seinen Wirten „Gute Nacht“ sagte. Das junge Mädchen stand schon oben an der Treppe, als er in den schmalen Flur trat. Mit großen Sägen sprang er die Stufen hinauf. War es durch sein heftiges Kommen, daß die Kerze ausging? Im Dunkeln suchte er die Mädchenhand. Das Herz schlug ihm bis zum Halse. Da fühlte er sich von weichen Armen umschlungen, und durstige Lippen brannten auf seinem Munde.

Nein, so war er nun auch nicht. Das Mädel zurückstoßen? Das verbot die einfachste Menschlichkeit. Er nahm sie fest in seine Arme und ließ sich küssen und küßte wieder, wie verschmachtete ohne Gedanken an Feindschaft und Haß.

Erst als unten die Tür noch einmal geöffnet wurde, fuhren die beiden auseinander. Lautlos schlüpfte Heinrich Eiere in seine Stube. Im Dunkeln kleidete er sich aus. Wo das Licht geblieben war, wußte er gar nicht. Es ging auch wunderschön. In ihm sang es und klang es, nur sein ein ganz klein wenig schlechtes Gewissen machte sich mit unangenehmem Bohren fühlbar. Und doch — was hatte er getan? Das Mädel hatte geweint, weil er fortging, sollte er sie ungetröstet lassen? Immerhin, es war ein eigenes Gefühl, zu wissen, daß das reizende Geschöpf — — küssen konnte sie — — —! Daß sie heut Abend den Anfang gemacht hatte, war ein Umstand, der dem blonden Deutschen zu denken gab. Das hätte ihm bei einer Landsmännin nimmermehr passieren können. Jedenfalls hätte er Rache zu nehmen gewußt. Und wer konnte ahnen, was so eine Belgierin empfand. Wie weit sie sich von ihrem Gefühl fortreißen ließ? Mit der schönen Feindin hieß es vorsichtig eine Grenze ziehen. Er schlich zur Tür und drehte ganz leise den Schlüssel herum.

Im halben Einschlafen war es ihm, als ob er ein Geräusch gehört hätte. So, als ob jemand auf die Türflinke gedrückt hätte. Gleich war er wieder halbwach. Die Versuchung war riesengroß. Das Blut sang ihm in den Ohren. Er biß die Zähne zusammen, um standhaft zu bleiben. Mit der Ruhe, die nur das gute Gewissen verleiht, schlief er endlich ein.

Ein wenig befangen trat er am andern Morgen der hübschen Jeannette entgegen. Sie war strahlend heiter, mit blanken Augen, die sich vor seinem prüfenden Blick nicht senkten. Im Lauf des Tages sah man sich nicht viel. Es gab alle Hände voll zu tun für die Vorbereitungen der Truppe zum Ausrücken. Erst abends beim Abendbrot saß man zusammen wie alle Tage. Jeannette plauderte unbefangen. Heinrich Eiere lag das Herz schwer in der Brust. Es war doch schade, daß er das nette frische Mädel — zum Anbeißen sah sie wieder aus! — nicht fragen konnte, ob sie ihm treu bleiben wollte. Er hätte gar nicht einmal sagen können, ob sie ihm besser gefiele, als je eine andere, oder ob es nur der Gedanke war, auch jemand haben zu wollen, der zu ihm gehörte, der ihm das Scheiden so schwer machte. Heimlich schielte er nach der Uhr. Der Zeiger rückte viel zu langsam vor für seine Ungeduld. Dies eine Mal noch würde er das süße Geschöpf in seinen Armen halten, das konnte ihm niemand als Verbrechen anrechnen! Es berührte ihn fast peinlich, daß Jeannette heute viel gesprächiger war als gestern. Und es war doch der letzte Abend!

Endlich schlug es neun. Mit gewohnter Pünktlichkeit verabschiedete sich der Unteroffizier. Wie immer geleitete ihn das junge Mädchen und erwartete ihn oben an der Treppe. Aber seltsam! Heute ging das Licht nicht aus, und ihr halbstrahlendes, hübsches Gesicht hatte eigentümlich scharfe Züge, als er hochatmend vor ihr stand. Sie lächelte und bot ihm die Hand. Aber als er sie ein wenig näher zu sich heranziehen wollte, zischte sie: „Was fällt Ihnen ein? Est-ce que vous pensez — denke Sie, ich 'ab' nicht ge'ört, wie Sie wollte in meine Zimmer? Mais j'avais fermé — ich 'aben geschlossen!“

In maßlosem Erstaunen hatte Heinrich Tiere ihre Hand losgelassen. Er starrte sie an wie eine ganz fremde Erscheinung. So eine war sie, die log und betrog? Still trat er in sein Zimmer und drehte laut den Schlüssel um. Was dachte die sich denn von einem preussischen Soldaten? Da hatte er ja Glück, daß das eine Belgierin war. Sonst — wer weiß, was gestern geschehen wäre!

Da war die Liese Heidrichs, daheim in Vehlafanz, doch eine andere Frau für ihn. Keine Erscheinung, aber treu wie Gold, da wußte man, wen man vor sich hatte. Heinrich begriff sich plötzlich selbst nicht mehr.

Draußen hatte sich noch nichts geregelt. Jeannette stand wohl noch auf demselben Fleck, wo er sie stehen gelassen hatte. Demonstrativ fing er an zu pfeifen:

„Man liebt doch auch wohl mehrere,
Bald leichtere — bald schwerere —.“

Das verstand sie. Unter Scherzen und Lachen hatte er es ihr neulich erklärt. Nun sollte sie sich drüber ärgern!

Und sie ärgerte sich auch. Wütend stampfte sie mit dem zierlichen Füßchen den Boden. Sie waren doch Barbaren, diese Deutschen!



Herbsttag

Dies ist ein Herbsttag, wie ich keinen sah,
Die Luft ist still, als atmete man kaum,
Und dennoch fallen raschelnd fern und nah
Die schönsten Früchte ab von jedem Baum.

O stör' sie nicht, die Feier der Natur!
Dies ist die Lese, die sie selber hält,
Denn heute löst sich von den Zweigen nur,
Was vor dem milden Strahl der Sonne fällt.

fr. Hebbel.



Schutz dem Dichter.

Von Alfred Bratt.

(Nachdruck verboten.)

Schon im Frieden wurde Deutschland vom sachlich urteilenden Ausland als das Reich der besten Organisation bezeichnet. Deutsche Industrie und deutsche Kunst waren stets berühmt, als das modernste Talent der Deutschen aber wurde die auf vielen Gebieten beispiellos dastehende Organisationsfähigkeit genannt. Wie sehr dies in großem Umriß der Wahrheit entspricht, hat dieser Krieg gezeigt. Auf militärischem und industriellem Gebiete wurden die bekannten Leistungen nur mit Hilfe der ebenso phantasievollen wie genau arbeitenden Organisation vollbracht. Tatsächlich erfordert der moderne Lebenskampf — auch im Frieden — dauernde organisatorische Leistung, wenn Konkurrenz, Gegnerschaft und geistig-soziale Zeitumstände nicht ihre schwer schädigenden Einflüsse geltend machen sollen.

Mit Recht wurde in letzter Zeit das Problem der Organisation im Allgemeinen und das der deutschen Organisation im Besonderen vielfach erörtert. In diesem Zusammenhang, und weil heute alle Berufsgruppen an die Regelung ihrer Verhältnisse schreiten, muß auch eines Gebietes gedacht werden, auf dem unser organisatorisches Können bisher leider schwach war oder überhaupt versagte. Es ist das Gebiet der Kunst, — der Kunst, die nebstbei im Gefüge des sozialen Gemeinlebens auch als praktischer Beruf betrachtet werden muß.

Es ist auffallend, aber unstreitbar, daß die deutschen Künstler zum großen Teil jenes organisatorisch und gesellschaftlich aufgebauten Schutzes entbehren, den die Künstler in so vielen anderen Ländern genießen. Während die bestimmten — oft internationalen — Verbänden angehörenden Künstler beruflich einigermaßen gesichert sind, fehlt es unseren freien Künstlern, — vor allem dem frei schaffenden Schriftsteller, dem Dichter, an einem praktischen Schutz, der ihm den vollwertigen finanziellen Genuß aus seinen Werken gewährleisten könnte. Hierzu ist eine aus der Gemeinschaft der Künstler und der mit ihnen in unmittelbarster Verbindung stehenden Interessenten entspringende organisatorische Stellungnahme notwendig. Die Franzosen, denen nicht ohne Grund vielfacher Organisationsmangel vorgehalten wird, sind, wie unlängst in einem deutschen Blatte sehr richtig ausgeführt wurde, auf dem Gebiet der Organisation zum Nutzen des freien Künstlers zweifellos weit vorgeschritten. Es wurde auf die „Société des auteurs dramatiques“ hingewiesen, die alle französischen Bühnenauctoren, ob berühmt oder un-

bekannt, in gleicher Weise auf eine sichere gewerbliche Basis stellt. Ebenso verhält es sich in Frankreich und anderen Ländern mit den Genossenschaften der Prosaschriftsteller und Schauspieler. Bei uns ist hierin mancher Mangel zu verspüren, der nur darum so selten erörtert wird, weil er nicht die große Menge, sondern den einzelnen Künstler trifft. Die Bühnengenossenschaft der deutschen Schauspieler hat noch heute, nach langen und heißen Kämpfen, ihre berechtigten Ziele nicht ganz erreicht, die Bühnenauctoren sind zwar zu einem kleinen Teil in einem Verband vereinigt, vermögen aber noch lange nicht, zahlreichen widrigen Umständen mit Erfolg zu begegnen. Mer Organisation bar sind aber die deutschen Prosaschriftsteller, deren ohnedies häufig nicht leichtes Fortkommen durch diesen Mangel noch empfindlich erschwert wird.

Gewiß soll der Dichter nach Möglichkeit selbständig und stets von philiströsen Bindungen frei sein. Das soll jedoch nicht bedeuten, daß er auch in wirtschaftlicher Beziehung einerseits weniger von Gesetzen unterstützt und auf der anderen Seite freigebiger sein soll, als die meisten — man kann sagen alle — anderen geistigen Arbeiter. Wenn es eine Einrichtung gibt, die den Dichter materiell schädigt, so hat er auch das gute Recht, sich dagegen zu wehren; dies ist aber nur durch eine Übereinkunft, also auf organisatorischem Wege möglich. Der größte materielle Feind des deutschen Dichters ist — die Leihbibliothek. Inwiefern hier eine schwere Beeinträchtigung der Einkünfte des Dichters vorliegt, ist in aller Kürze nachzuweisen.

Schon öfter wurde darüber geklagt, daß immer weniger gute Romane — deren Preis sich bei den besten Verlegern zwischen drei und sechs Mark bewegt — gekauft werden; die Erörterungen über die hier maßgeblichen Ursachen trafen aber meist darum nicht den Kern, weil sie sich mit dem Ideellen beschäftigten, während die einzige oder zumindest die Hauptursache in einer kaufmännischen Einrichtung, nämlich den modernen Leihbibliotheken, zu finden ist.

Die Zahl der Menschen, die ein Buch kaufen, weil sie es nicht nur lesen, sondern auch dauernd besitzen wollen, ist nicht groß genug, um die Einkünfte des Dichters im Durchschnitt beneidenswert zu gestalten. Die Leute aber, die ein Buch nur lesen wollen, haben sich immer mehr des Kaufens entwöhnt. Die Bücherpreise erscheinen

ihnen zu teuer, es ist in ihren Augen ein höchst überflüssiger und kostspieliger Luxus, für ein modernes Buch die oben genannte Summe auszulegen. Und doch zögern dieselben Leute nicht, für einen Logenplatz in einem Lichtspieltheater, für eine Zirkus-, Variété- oder Schwankevorstellung ebensoviel oder mehr zu zahlen. Es ist also nicht der Buchpreis an sich, der einer ausgedehnteren kaufmännischen Ausnützung im Wege steht, sondern eine Art Gewohnheit, eine bereits herkömmliche Meinung. Allenfalls könnte man auch annehmen, daß die Zahl des guten Lesepublikums zurückgegangen ist. Daß dies sich jedoch nicht so verhält, beweist die Menge der gutgehenden Leihbibliotheken, die in jeder größeren Stadt zu finden sind.

Wenn ein neuer Roman erscheint, kaufen die Leihbibliotheken eine Zahl von Exemplaren auf, deren Größe für den Grad der Schädigung des Autors bezeichnend ist. Jeder gute Verleger weiß, daß von dem Werke eines bekannten Autors von einer einzigen Leihbibliothek oft fünfzig bis hundert Exemplare aufgekauft werden. Man kann ruhig annehmen, daß von bekannten Büchern mehr als tausend Exemplare in die Leihbibliotheken wandern, und wenn man für jedes Exemplar nur ein zehnmaliges Ausleihen in Rechnung setzt, ergibt sich eine Auflage von zehntausend Stück, für die Verfasser und Verleger nur den zehnten Teil des gewöhnlichen Verkaufspreises erhalten. Da aber die Abonnenten der Leihbibliotheken die Bücher vielfach an zwei oder mehr Bekannte weiter verleihen, bevor sie sie der Leihbibliothek zurückerstatten, pflegt dieser Verlust für Autor und Verleger sich logischerweise meist noch zu verdreifachen.

Das Unrecht, das in dieser meist als banalen Vertriebsart geistiger Produkte liegt, ist ohne weiteres einleuchtend. In keinem anderen Beruf ist eine solcherart bewirkte Entwertung des offiziellen Preises möglich. Was würden z. B. die Schneider dazu sagen, wenn Anzugverleihbetriebe möglich wären, die ihre Kundschaft um ein Drittel vermindert? Mit einem Artikel, der noch neu und völlig kaufkräftig ist, ein Verleihgeschäft zu bestreiten, heißt, diesem Artikel notgedrungen einen erheblichen Teil seiner Kaufkraft rauben. Hierin scheint das Geheimnis, des angeblichen „wenigen Lesens“ zu liegen: in Wahrheit werden die modernen Bücher nicht weniger gelesen, sondern nur weniger gekauft. Das

Publikum bleibt ungeschmälert im Genuß der Werke, der Dichter aber sieht sich um ein Viertel oder ein Drittel seiner Einkünfte gebracht!

Der Besserung des Geschäftsganges vereinzelter Leihbibliotheken steht der dauernde Schaden der Verleger und Buchhändler, somit also auch der Autoren gegenüber.

So wenig sonst gegen verbilligende Vollständigkeit eingewendet werden soll, so sehr wäre hier ein Einschreiten am Platze. Verschwände der ausgeführte Einfluß des modernen Bücherverleihgeschäftes, so würde sich alsbald zeigen, daß die Kaufkraft des Publikums sich nicht verringert hat, die Auflagen auch der schwierigsten Bücher würden steigen und mit ihnen die direkten Einnahmen der Dichter, die überdies von den in ihrer Geschäftslage gebesserten Verlegern auf großzügigere Weise als bisher unterstützt werden könnten.

Der zur Erreichung dieses Zieles zu beschreitende Weg erscheint höchst einfach. Es würde genügen, wenn Autoren, Verleger und Vertreter des Buchgewerbes sich in dem Beschluß einigen, den modernen Verleihbibliotheken die Bücher frühestens ein Jahr nach Erscheinen — wenn der Kaufkraft genügend freier Spielraum gewährt worden ist — zu überlassen. Damit aber diejenigen, die ein Anrecht auf gute Bücher, aber tatsächlich nicht das Geld zu ihrer Erwerbung haben, nicht zurückgestellt werden, könnte für unter Kontrolle stehende Arbeitervereinigungen und Volksbüchereien ständige Ausnahme gemacht werden. Eine gesetzliche Unterstützung dieser organisatorischen Maßnahme würde den Erfolg sicherstellen, und das finanzielle Los des Dichters wäre mit einem Schlage fühlbar gebessert.

Man sage nicht, daß es sich hier um eine interne Angelegenheit der Literaten handle. Die Dichtkunst ist in ihrer Entwicklung zu einem nicht zu unterschätzenden Teil von dem Wohlergehen ihrer Jünger abhängig. Die Einkünfte der Dichter auf gerechte Weise zu verbessern, heißt die Kunst selbst und somit die Volkskultur heben.

Es ist keine Frage einer literarischen Minderheit, es ist eine Frage für alle, die an der deutschen Literatur der Gegenwart und Zukunft teilnehmen. Ein Mindestmaß von Organisation, daß die Einkünfte ungeschmälert zu Jenen lenkt, denen sie rechtlich und moralisch gehören, ist auch dem Dichter gestattet, ohne ihn zum Krämer zu stampeln.

Kleidung aus Holz.

Von Dr. med. **Waltber Blumenthal.**

(Nachdruck verboten.)

Es ist wirklich kein verspäteter Aprilscherz. Man fertigt sie an, man trägt sie und sie bewähren sich für bestimmte Zwecke recht gut. Die Tatsache ist auch für den chemisch Geschulten garnicht weiter verblüffend. Sie ist lediglich das Endglied einer allerdings langen Reihe von Versuchen und praktischen Erfahrungen.

Ich habe mich vielleicht in der Überschrift nicht ganz genau ausgedrückt. Es handelt sich nicht etwa um etwa biegsam gemachte dünne Bretter oder dergleichen, welche in unserer beschlagnahmreichen Zeit die Rolle von Kleidungsstücken spielen sollen, sondern um echte Gewebe aus schmiegsamem Material. Nur daß dieses nicht auf der Baumwollstaude oder auf einem Schafsrücken gewachsen ist, sondern ursprünglich als stattdlicher Kiefern- oder Fichtenbaum in unseren Wäldern stand. Der Weg ist weit, aber es lohnt sich wohl, ihn zurückzugehen.

Allgemein bekannt ist, daß die festen Teile der Pflanze zumeist aus Zellulose bestehen, einer eigenartigen Substanz, welche in ihrem chemischen Aufbau mit Zucker, Gummi und Stärke gewisse Ähnlichkeit hat. Sie bildet

das Stützgerüst der Pflanze und der meisten pflanzlichen Fasern. Leinwand, Baumwolle, Kokosfaser, Hanf bestehen fast ausschließlich ebenso aus diesem Körper, wie Eichen- und Kiefernholz. Das Garn, mit dem wir nähen, das Papier, auf dem wir schreiben und drucken, danken der Zellulose ihre wertvollen, schier unerschöpflichen Eigenschaften. Würde heute die Zellulose plötzlich aus der Welt verschwinden, so würde das Folgen von weittragendster Bedeutung haben, ja, dieser Fall mit all seinen Möglichkeiten wäre überhaupt nicht auszudenken. Denn kaum ein Zweig menschlicher Tätigkeit würde von diesem Ereignis verschont bleiben.

Das rührt hauptsächlich daher, daß die Zellulose nicht nur Festigkeit und Schmiegsamkeit verbindet, sondern daß sie als chemisch verbindungs-fähiger Körper eine Reihe von Umsetzungen eingeht und scheinbar ganz neue Stoffe mit ganz anderen Eigenschaften bildet, wie das Ausgangsmaterial.

Man hat z. B. nur nötig, ein Blatt gutes Rohpapier, welches im Wesentlichen aus einem Filz feiner Zellulosefasern besteht, durch starke Schwefelsäure zu ziehen und nachher gut zu wässern, so hat das Papier

plötzlich ganz andere Eigenschaften erlangt. Es quillt auf, seine Poren schließen sich, es verliert seine weiße Farbe, wird durchscheinend und hornig und ist wasserdicht und fettig geworden. Mit anderen Worten — aus dem Papier ist künstliches Pergament geworden, das mit all seinen wertvollen Eigenschaften im Haushalt und in der Technik ausgedehnteste Verwendung findet. Behandelt man aber eine reine Zellulosefaser, z. B. Baumwolle, mit einem Gemisch starker Schwefelsäure und Salpetersäure unter ganz bestimmten Umständen, so verändert sie ihr Aussehen wenig oder garnicht. Dafür hat die Faser aber chemisch eine tiefgreifende Veränderung erfahren. Aus der harmlosen Baumwolle ist ein stark wirkender Sprengstoff, die Schießbaumwolle geworden, welche in der Friedens- und Kriegstechnik heutzutage unentbehrlich ist.

Behandelt man die Schießbaumwolle mit bestimmten Lösungsmitteln, wie z. B. Alkohol und Äther, so löst sie sich darin zu einer dicklichen Flüssigkeit auf, welche als Kollodium allgemein bekannt ist und zum Verschluß von Wunden, in der photographischen Technik und auch sonst viel verwandt wird. Setzt man derartigen Kollodiumlösungen Stoffe wie z. B. Kampfer zu, so gelangt man zu durchsichtigen Substanzen, die sich beliebig walzen, pressen, bohren lassen, die man bemalen und färben kann und aus denen viele Gebrauchsgegenstände hergestellt werden. Es ist dies das Zelluloid, dem leider neben seinen vielen Vorzügen der Nachteil der Feuergefährlichkeit anhaftet, was ja bei seinem Ursprung aus der explosiven Schießbaumwolle weiter nicht verwunderlich ist.

Aber auch hier hat sich die Technik, vor allem die deutsche, nicht zufrieden gegeben, ehe es ihr nicht gelang, Stoffe herzustellen, die die guten Eigenschaften des Zelluloids besaßen, ohne mit seiner hauptsächlichsten schlechten, der Feuergefährlichkeit, behaftet zu sein. Man ersetzte die Salpetersäure durch Essig- und Ameisensäure und gelangte so zu Produkten, welche heute viel verwandt werden, besonders zu Zwecken, bei denen die leichte Entflammbarkeit des Zelluloids stören würde, z. B. in der Filmindustrie. Tatsächlich sind auch die früher so häufigen Brände in Kinematographentheatern seit Einführung dieser neuen Stoffe recht selten geworden. Aber auch abgesehen von diesen speziell photographischen Zwecken verwendet man das Zelluloid und seine Ersatzstoffe im ausgedehntesten Maße für viele Zwecke, für welche sonst Holz, Stein, Hartgummi oder Metall herangezogen werden mußten.

Doch es bleibt nicht dabei. Läßt man eine Lösung der Art etwa wie das Kollodium aus feinen Öffnungen unter hohem Druck austreten, so versiegt und verdunstet das Lösungsmittel an der Luft. Es bleibt ein feiner Faden von hohem Glanz und ziemlicher Festigkeit, der sich färben, spinnen und weben läßt, etwa so wie ein Seidenfaden, und Gewebe von großer Schönheit liefert. Dies ist eine Art der Kunstseide, welche in den letzten Jahrzehnten zu Schmuckgeweben der verschiedensten Art ausgedehnteste Verwendung gefunden hat, besonders, seitdem es gelungen war, ihr durch geeignete chemische Behandlung ein gut Teil ihrer Feuergefährlichkeit zu nehmen.

Alle die genannten Stoffe waren aus der Einwirkung von Säuren der verschiedensten Art auf das Ausgangsmaterial, die Zellulose, entstanden. Läßt man hingegen Alkalien, den chemischen Gegenpol der Säuren,

auf die Faser unter bestimmten Bedingungen wirken, so bilden sich Verbindungen, in denen die Zellulose längst nicht so verändert ist, wie bei den vorher beschriebenen Produkten. Es gelingt, so Lösungen herzustellen von zähflüssigem Charakter, welche in vieler Beziehung dem arabischen Gummi und dem Dextrin ähneln, auch als Klebmittel Verwendung finden können, die aber bei geeigneter Behandlung wieder reine Zellulose abspalten. Je nach der Art des Vorgehens wird diese teils als weißes Pulver, teils als glaslares Häutchen ausgeschieden von einer Festigkeit und Elastizität, welche praktischen Zwecken durchaus genügt. Aus derartigen Körpern bestehen z. B. die durchsichtigen, verhältnismäßig sehr billigen Blätter, welche als Ersatz für das teure und derzeit kaum erhältliche Guttaperchapapier sich bestens bewähren, welche auch zum Verpacken leicht verderbender oder stark riechender Stoffe, ferner zu künstlichen Wurstmärmern verwandt werden. Ja, sogar Billardkugeln, welche doch mechanisch in hohem Maße beansprucht werden, lassen sich als Ersatz für elfenbeinerne aus derartigem Material herstellen, ferner Gebrauchsgegenstände, wie Türgriffe, Messerschalen usw. Ebenso wie aus kollodiumähnlichen Lösungen hat man auch den Alkali-Zellulosen Fäden gezogen, die eine ziemlich hohe mechanische Festigkeit besitzen. Schon früher hatte man aus Baumwollresten, die sonst nicht verarbeitbar waren, derartige Fasern und Fäden hergestellt, welche gefärbt und versponnen als Ersatz für den immer teurer werdenden Bindfaden gute Dienste leisteten.

Aber erst der Krieg hat uns die zielbewußte Ausnützung dieser Dinge näher gelegt. Ich erwähnte bereits vorhin, daß auch das Holz zum größten Teil aus Zellulose besteht. Man hatte früher auch diese Zellulose in ziemlich großem Umfange gewonnen, sie allerdings im Wesentlichen in der Papierfabrikation, in kleinerem Maßstabe zu Verbandmitteln verarbeitet. Jetzt, wo die Baumwollzufuhr uns abgeschnitten ist und wo wir mit unseren noch im Lande befindlichen Vorräten parat wirtschaften müssen, hat man die Methoden der Zellulosegewinnung aus Holz und die weitere Verarbeitung des so erhaltenen Materials derart vervollkommen, daß wir nunmehr in der Lage sind, vieles aus Holz herzustellen, wofür man früher Baumwolle und ähnliches für unumgänglich notwendig hielt. Das Holz wird fein zerkleinert (geschliffen) und man gewinnt aus ihm auf chemischen Wegen die reine Zellulose, eine watteähnliche, schneeweiße Substanz, die nun beliebig verarbeitet werden kann. Alle die hübschen in den verschiedensten Farben prangenden Bänder, mit welchen heutzutage Patete verschmückt werden, bestehen aus solchen Fäden. Der Versuch, ein derartiges Band unter Gewaltanwendung zu zerreißen, zeigt am besten, wie groß die Festigkeit der künstlich aus sprödestem Material gewonnenen Faser ist. Nun ist der Schritt zum eigentlichen Gewebe nicht mehr weit. Derartige Fäden lassen sich eventuell unter Beimischung ganz geringer Mengen von Baumwollgarn verspinnen, aus dem Gespinnst lassen sich auf besonderen Webstühlen Gewebe herstellen, welche in ihrem chemischen und mechanischen Verhalten reinen Baumwollgeweben recht ähnlich sind. Das Ausgangsmaterial war, wie geschildert, das Holz. Und so wird es weiter nicht mehr sonderbar scheinen, daß mancher in seinem Beruf ein Paar Unausprechliche trägt, deren Stoff vor garnicht so langer Zeit noch irgendwo als mächtiger Fichten- oder Kiefernstamm im Walde stand.



Das alte Lied.

Erzählung von Anna Gade, Bardowiek.

(Nachdruck verboten.)

Es in glühend heißer Sommertag. Wenn ich das hätte ahnen können, daß man hier auf dem Lande in der sogenannten Sommerfrische just so gefengt wird wie daheim in der Stadt, so wäre ich gewiß nicht um diese Zeit auf Besuch in das einsame Dörfchen übergesiedelt, und wenn ich meinen Bruder auch noch länger als seit zwei Jahren nicht mehr gesehen. So ähnlich räsonierte ich in meiner Hundstagserbitterung in mich hinein, denn ich befand mich, außer der alten Kathrine, die meinem Bruder den Haushalt führte, mütterseelenallein in dem von einer Backofenhitze durchglühten Hause.

Mein Bruder, der sich vor einer Reihe von Jahren als Arzt in Immenbostel niedergelassen hatte und sich allem Anschein nach sehr wohl darin befand, war schon in der Frühe mit dem Gepann eines entfernt wohnenden Hofbesizers fortgeholt worden und noch nicht zurück. So langweilte ich mich auch nachgerade.

Draußen lag die Dorfstraße still und wie ausgestorben im Bann der nachmittäglichen Gluthitze. Kaum ein Mensch war zu sehen. Was brauchbare Arme und Beine hatte, war bei der Ernte auf den Feldern.

Da kam mir ein Gedanke. Am Ausgang des Dorfes lag der Friedhof, ein Fleckchen stiller Romantik, vor allem ein Fleckchen, wo es kühl war, denn die uralten Einden, die ihn umstanden, ließen kaum die sengende Hitze hindurch.

In wenigen Minuten stand ich vor der altersschwachen Pforte, die in die Umhegung von Findlingsblöcken eingelassen war. Eine wundervolle Kühle schlug mir entgegen, und süße Zentifoliendüfte durchzitterten die Luft. Eine tiefe Stille waltete, nur eine Grille zirpte im hohen Wildlingsgras eines eingesunkenen Hügels, und in dem Gestrüpp einer Heiderose sang ein Hänfling ein träumerisches Liedchen vor sich hin. Kniehohe Schierlingstauden wucherten zwischen vergessenen Gräbern und breiteten ein schimmerndes Leuchten über den Boden, und um die morsche Vergänglichkeit eines dankten Holzkreuzes hatte eine Winde einen duftenden Kranz ihrer blagrosa Blüten geschlungen.

Da sah ich, als ich, in den Anblick der Gräber vertieft, langsam den grasverwachsenen Pfad in die Höhe gegangen war, am oberen Ende des Friedhofes plötzlich eine Männergestalt sich von einer der Grabstätten entfernen und dann mit einem scheuen Blick nach mir sich hastig über die niedere Umzäunung schwingen. Hatte der Mann nicht gesehen sein wollen? Es schien so. Aber was mochte er für Gründe dazu haben? Zu stehen gab es hier nichts, und lichtsheues Gesindel kam auch wohl schwerlich hierher.

Ein wenig neugierig suchte ich den Hügel auf, an dem der Mann, den ich, so flüchtig ich ihn auch nur gesehen, der ganzen Erscheinung nach doch bestimmt für einen Landbewohner hielt, sich vorhin zu schaffen gemacht.

Ein mit dichtem Waldefeu überwuchertes Grab war es, zu dessen Häupten ein schlichtes Kreuz stand. „Annemarie Brockmann“ las ich und darunter die Daten ihres Geburts- und Todestages. Und heute also war die Wiederkehr des Tages, an dem die Entschlafene, die im Lenz des Lebens heimgerufen, durch die dunkle Pforte in das geheimnisvolle Land hinübergewandert war. Daher auch wohl der frische rote Heidekranz, der auf dem Esen lag. Er war nicht allzu geschickt gewunden, als hätten es ungeübte Hände getan. Ich ging um den Hügel herum: „Im Grab ist Ruh', im Leben Schmerz, nun schlummre sanft, du müdes Herz,“ so stand auf der Rückseite des Kreuzes.

Wer mochte diese Annemarie gewesen sein und welcher Art das hier am Kreuze angedeutete Leid?

In Gedanken versunken schlenderte ich weiter bis zu einer in dichtem Grün versteckten Grabstätte, auf der eine kleine Bank zu stiller Rast einlud. Dort setzte ich mich. Ein friedliches Plätzchen war es. Eine zierliche Eidechse lugte mich neugierig an und huschte rascheln in die Efeuranken, und um die Blumen, die den Hügel schmückten, gaukelte ein Pfauenaugenpärchen.

So saß ich eine Weile und war fast dem Eintämmern nahe. Da war es mir, als hörte ich Schritte. Ich blickte auf und sah durch das dicke Buschwerk hindurch eine weibliche Person, eine alte Frau, wie es schien, mit einem Kranz aus Heide und Tannengrün auf eben dasselbe Grab zugehen, an dem auch der Mann vorhin gestanden.

Und da — hörte ich recht? Ueplötzlich ein hartes, kurzes Ausfluchen — und mit verächtlicher Gebärde warf die alte Frau den Heidekranz, der auf dem Hügel gelegen, weit über die Kirchhofshecke. Dann hängte sie den eigenen Kranz über das armselige Kreuz, faltete die arbeitsharten Hände und stand, das Gesicht mir zugewandt, eine Weile still und unbeweglich, die Augen auf das Grab gerichtet.

Ich verwandte keinen Blick von der stillen Beterin, bis sie sich plötzlich aufrichtete und ohne sich umzusehen, wieder dem Ausgang des Friedhofes zuging.

Meine Müdigkeit war verflogen. Hatte ich nicht vielleicht hier eben die Nachklänge einer Tragödie wahrgenommen? Eine verbitterte Feindseligkeit, die auch der Tod nicht getilgt, und eine geheimnisvolle Macht, die einen Lebenden noch nach Jahren sehen und heimlich an das Grab einer Toten zog.

Eine Weile saß ich noch, in tiefes Sinnen verloren, dann stand ich auf und wanderte planlos weiter zwischen großen und kleinen, längst vergessenen und frischen Gräbern.

Da hörte ich plötzlich ein leises Räuspern und gewahrte zwischen dem dichten Grün einer Lebensbaumhecke, die eine sorgsam gepflegte Grabstätte umhegte, den weißschimmernden Kopf des alten Dorfkantors. Erfreut ging ich auf den alten Herrn zu, der mir von früheren Besuchen her wohlbekannt war, ihn zu begrüßen. Ja, die Hitze habe ihn auch hierher getrieben. Angerdem pflege er jetzt fast täglich seine Frau hier zu besuchen, denn die Stiefmütterchen und Nelken auf dem Grab der lange Ruhenden verdursteten ja sonst.

Freundlich bot der alte Mann mir Platz an seiner Seite auf der sauber gestrichenen Holzbank an, und dankend setzte ich mich zu ihm. Eine Weile sprachen wir noch über dies und jenes, dann konnte ich mein Interesse an dem Schicksal der jungen Toten nicht länger unterdrücken.

„Wer die Annemarie Brockmann gewesen ist, zu deren Grab vorhin die Großmutter einen Kranz getragen hat?“ Der kleine hagere Mann mit dem rügeligen, freundlichen Gesicht sah sinnend nach dem Hügel hinüber. Ist eigentlich eine traurige Geschichte. Ich habe das junge Ding gar wohl gekannt, ist ja bei mir in die Schule gegangen, und außerdem hat auch die Großmutter nach dem Tode meiner Frau mir lange Jahre den Haushalt besorgt. Ja, die Annemarie war als Kind ein glückliches, sorgloses und doch ein bedauerndes Geschöpfchen. Eins von den armen, deren Geburt niemand eine Freude ist, denn die Mutter, die damals als Viehmagd bei einem der Bauern hier in Dienst stand, ist bald nach der Geburt in die weite Welt gegangen. Verstorben oder gestorben. Habe nie wieder etwas von ihr gehört, da die Großmutter, die das Enkelkind aufgezogen, nimmer von ihr gesprochen hat. So ist denn Annemarie aufgewachsen, ohne Vater und



Mutter zu kennen. Ein unschuldiges, liebliches Kind. Hat früh schon an die Arbeit gemußt. Erst Gänse hüten, Kinder warten und dann mit hinaus aufs Feld. Und doch bei aller harten Arbeit immer sonnig und frohgemut. So ging die Kindheit dahin, und als das Mädchen nach der Konfirmation auf den Mühlhof in Dienst kam und Sonntags auch wohl mal mit zu Tanz ging — doch nur sehr selten, denn die Großmutter hielt die Enkelin gar straff — da gab's im ganzen Dorf kein schmuckeres Mädel als die Annemarie. Die jungen Burschen wußten das auch gar wohl. Besonders des reichen Mühlhofbauern Einziger, der Fritz, der damals gerade vom Militär heimkam, hatte bald ein Auge auf das blühendere Mädel geworfen und eine aufrichtige Neigung zu dem jungen Mädchen gefaßt, eine Neigung, die ebenso innig erwidert wurde. Das heißt natürlich nur heimlich! Denn obgleich die Annemarie ein naives, unschuldiges Blut war, so wußte sie das doch sehr wohl, daß die Eltern des jungen Mannes niemals ihre Zustimmung zu diesem Herzensbündnis geben würden.

„Das alles,“ fuhr der alte Kantor fort, „habe ich so nach und nach erst von der Großmutter erfahren, die ihrerseits mit aller Macht gegen das unselige Verhältnis ankämpfte. Jedoch umsonst! Um es kurz zu machen, es kam, wie es leider vorauszu sehen war, wie es kommen mußte! Es war eben das alte Lied. . . . Eines Tages, nachdem der alte Mühlhofbauer dahinter gekommen war, daß der Fritz „die Liebschaft“ wirklich ernst nahm, wurde das Mädchen kurzerhand von dem erbitterten Alten zum Hause hinausgejagt.

Böse Austritte waren gefolgt, denn der Fritz hatte mit dem Aufgebot all seiner Energie sich zu seiner „Braut“ bekannt. Fast anderthalb Jahre hielt er dem halsstarrigen Alten stand, da schließlich kriegte der ihn mürbe. Als Bauernsohn sich enterben lassen? Auf Haus und Hof verzichten? So wurde er denn reis für die „Landesgemäße Partie“. Ich sagte bereits: es war das alte Lied.

Sie hatte es wohl geahnt, die Annemarie, wie traurig ihre Liebe enden würde. Denn als die Sonne ihres heimlichen Glücks noch unentwegt über ihr strahlte, da sang sie an schönen Sommerabenden, wenn die jungen Mädchen unter der Dorfbinde zusammenkamen und einer der Burschen sie mit der Handharmonika begleitete, als eine der Stimmbegabtesten so gern ein trauriges Liedchen:

„. . . Es braust durch die Lande der herbstliche Wind,
Untreu ward der Liebste mir armen Kind,
Weil silbern kein Kettlein am Halse mir gleißt!
Ach, weiß es wohl einer, was Sehnsucht heißt? . . .“

So ging die Zeit dahin, und als die Kocnernte eingebracht und die Heide in voller Blüte stand, da feierte der junge Bauernsohn unter all dem unerläßlichen Gepränge Hochzeit mit einer reichen Hofbesitzerstochter.

Wie's die Annemarie getragen hat, weiß ich nicht. Still und verschlossen ging sie ihrer Arbeit nach, aber aus dem sonnigen, sorglosen Mädchen war ein herbes, freudloses Wesen geworden.

Zwar hätte sich wohl mehr als einmal ihr noch Geliebter geboten, durch ihr Jawort den einen oder andern der jungen Burschen, die sie mit ehrlicher Absicht umwarben, zu beglücken, aber sie konnte wohl nicht verwinden. Vielleicht, daß die Zeit ihr allmählich das Vergessen leichter gemacht.

Aber das unerforschliche Schicksal hatte es wohl anders mit ihr bestimmt. Wieder war die mühevollen Erntezeit herangekommen. Ein glühend heißer Tag war es, wie heute. Da war die Annemarie auf einem der Felder mit beim Kornbinden beschäftigt gewesen. Zum Anfallen schlief waren die Leute geworden und hatten sich noch der Mittagsmahlzeit für ein Weilchen zur Ruhe unter die Weidenbüsche gelegt, die am Ufer des Ausflusses stehen.

Nur Annemarie hatte wohl nicht schlafen können. Denn auf einem der Nachbarmfelder hatte sich ein kleines Bübchen herumgetummelt, der kleine Fritz, der Großsohn des Mühlhofbauern, der sie einst wegen ihrer Liebe zu seinem Sohne zum Hause hinausgejagt . . .

Mit der Kleinnagd, die den Leuten das Essen zutragen, war das Kind auf das Feld gekommen und tummelte sich nun dort in stillvergnügtem Spiel. Ganz auf sich allein angewiesen, denn das Mädchen, dessen Obhut es anvertraut worden, hatte sich, erschlaft von dem Gang in der Mittagsruhe, auch ein Weilchen zu den Gefährtinnen gesetzt und war dann schließlich gleichfalls eingeschlafen.

Da war es dem Bübchen wohl langweilig geworden. Es hatte Blumen pflücken wollen, und grad' am Ufer der Aue, da standen so leuchtend blaue Vergißmeinnicht. . .

Ein Schrei hatte plötzlich die Ruhenden aus ihrem kleinen Schlafe geweckt, und als sie die Situation begriffen und taumelnd ans Ufer gestürzt waren, da war die Annemarie grad' wieder aufgetaucht, in den hoch erhobenen Händen den kleinen Knaben haltend.

Das Kind ist gerettet worden. Das Mädchen aber ist im nächsten Moment lautlos in die Tiefe zurückgesunken. Für sie war die Hilfe zu spät gekommen. . .

Der alte Kantor schwieg eine Weile. Dann fuhr er leise fort: „Wie die Ehe des jungen Bauern ausgefallen ist? Nun — es läßt sich nicht viel darüber sagen. Nicht schlecht, nicht recht. Und wie er sich zu dem Unglücksfall gestellt? Wortlos hat er sein Kind in die Arme gepreßt. Wortlos hat er der Toten in das Gesicht geblickt. . .“

Dort wo sich der Esenhügel wölbt, haben wir sie dann zur Ruhe gebettet. Die Heide stand ja just in voller Blüte, und innen in den schmalen Sarg hatte die Großmutter der jungen Toten eine Girlande davon gelegt. Die Heide war die Lieblingsblume der Enkelin gewesen und der einzige Schmuck, den die Tote mit in die Erde nahm. Denn die Ausrichtung des Begräbnisses, die der alte Mühlhofbauer angeboten, hatte die Großmutter zurückgewiesen, so bitterarm sie war. Und wie Sie 'ahen, schmückt die alte Frau noch heute und so alljährlich zur Wiederkehr des Todestages das Grab der Enkelin mit dieser bescheidenen Heimatblume. . .“

Der alte Kantor schwieg, das Schicksal Annemaries Brodmanns und seine schlichte Erzählung waren zu Ende. Von dem erbitterten Haß der alten Frau und der Macht, die den jungen Bauern noch heute heimlich an das Grab der Toten zog, erwähnte er nichts. Vielleicht war ich der einzige Zeuge davon gewesen.

So stand ich auf und verabschiedete mich mit herzlichem Dank von dem alten Manne, der noch eine Weile bleiben wollte.

Doch ehe ich nach Hause ging, zog ich hinter der Friedhofshecke einen roten Blütenzweig aus dem geschnittenen Kranz und legte die kleine Ranke mit auf das Grab der Toten. . .